



Jürgen Gückel

# Das doppelte

# Lieschen

125 Jahre Gänseliesel –  
die meistgeküsste  
Göttingerin und ihre  
verheimlichte Leipziger  
Zwillingschwester











Jürgen Gückel

# Das doppelte Lieschen

125 Jahre Gänseliesel –  
die meistgeküsste Göttingerin  
und ihre verheimlichte  
Leipziger Zwillingsschwester

VANDENHOECK & RUPRECHT

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2025 Vandenhoeck & Ruprecht, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen,  
ein Imprint der Brill-Gruppe  
(Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;  
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutsch-  
land; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)  
Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schönigh,  
Brill Fink, Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht,  
Böhlau und V&R inpress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich  
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen  
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildungen: picture alliance/dpa / Swen Pförtner (Vorderseite  
oben), Archiv Familie Nisse Nachkommen (Vorderseite unten); Alciro Theo-  
doro da Silva (vordere Umschlagklappe), Archiv Familie Colditz Nachkom-  
men (hintere Umschlagklappe)

Korrektorat/Lektorat: Volker Manz, Kenzingen  
Satz: SchwabScantechnik, Göttingen  
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

**Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com)**  
E-Mail: [info@v-r.de](mailto:info@v-r.de)

ISBN 978-3-647-31161-6

## Inhalt

Die Göttinger Bürger erstreiten sich einen neuen Brunnen . . . . .	9
Der Berliner Künstler und sein Werk. . . . .	35
Die eine im Stadtzentrum, die andere im Kirchenasyl . . . . .	73
Die gefeierte Repräsentantin und das versteckte Kellerkind. . . . .	113
Quellenangaben. . . . .	141
Danksagung . . . . .	143





## Die Göttinger Bürger erstreiten sich einen neuen Brunnen

**Die Stadt, die Wissen schafft – Promovierte küssende Kletterer – Heißt es die oder das Liesel? – Ungleiche Zwillinge, noch ungleichere Schicksale – Wann ist ein Kunstwerk eigentlich ein Original?**

Kennen sie eigentlich Göttingen? Göttingen an der Leine, die Universitätsstadt, also die Stadt, die Wissen schafft? Nein, kennen sie nicht? Nur durchgefahren im ICE oder auf der A7? Aber wenn sie Göttingen kennen, dann kennen sie das Gänseliesel. Kennt hier jeder! Und wer hier studiert hat – und das haben so viele aus aller Welt –, der hat mit Sicherheit schon einmal rund ums Gänseliesel mitgefeiert. Wer gar in Göttingen promoviert hat, der hat das Liesel sogar geküsst – wenn er oder sie klettern kann. Das muss man nämlich können, denn Liesel steht hoch oben auf dem Brunnen vor dem Alten Rathaus. Das Liesel küssen, das macht hier jeder frischgebackene Doktor. Auch die Doktorinnen. Also alle erfolgreich Promovierthabenden – um es mal zu gendern, was ja in Göttingen erwünscht ist.

Das Göttinger Gänseliesel ist das meistgeküsste Mädchen der Welt. Und das seit 125 Jahren.

Ja, so eine ist das, das Liesel. Oder heißt es »die Liesel«? Ist doch ein Gänsemädchen. »Das« sagt man doch nur in Süddeutschland, und Göttingen gehört eindeutig zum Norden. Na ja, zum Süden vom Norden.

Abgesehen davon, wo der Sprachäquator in Deutschland verläuft – »die Liesel« stimmt ja doch: Plural! Es gibt nicht nur DAS Liesel, das eine. Es gibt zwei Liesel. Das Göttinger Gänseliesel und seine Zwillingsschwester aus Leipzig. Liebreizend sind sie beide, die Meistgeküsste wie auch das Mauerblümchen. Die eine seit 125 Jahren umschwärmt und im Rampenlicht, die andere abgeschieden und unbeachtet, versteckt, verbeult und verborgen in einer Holzkiste oder unter staubigen Laken im Schuppen oder Keller. Statt auf einem Sockel und unter einem Baldachin hoch über den Köpfen der Menschen steht das zweite Liesel barfuß auf einem flachen, unbequemen Stein.

### Ein doppeltes Lieschen?

Ja klar, werden die Göttingen-Kenner sagen: das eine öffentlich auf dem Marktbrunnen, das Original aber im städtischen Museum!

»Ja«, sagt dazu die Museumsmitarbeiterin, »das ist das Original.« »Nein!«, muss man ihr antworten, sie irrt. Sie kann es jedenfalls nicht sicher wissen. Auf dem Marktplatz, wo durch frisch promovierte küssende Kletterer ständige Bruchgefahr besteht, hält stellvertretend nur ein noch recht junger Nachguss dem Andrang junger Doktorinnen und Doktoren stand. Im Museumsfoyer hingegen findet sich das Liesel, das als das Göttinger Original gilt und das fast alle Göttinger bislang für das Original-Gänseliesel halten.

Doch es gibt zwei Abgüsse vom eigentlichen Original, das der Künstler einst in Gips oder vermutlich eher in Ton als Gussvorlage formte. Ein Unikum ist sie, die Museums-Liesel vom Göttinger Marktplatz, wird sie doch so oft geküsst wie keine andere – aber sie ist kein Unikat. Und schon gar kein Original. Sie ist der bronzene Abguss eines tönernen Originals, das der Berliner Künstler Paul Nisse vor 125 Jahren geschaffen und der Stadt Göttingen als vermeintliches Unikat verkauft hat.

Und dann – nein, sogar schon vorher – hat Nisse heimlich einen zweiten Guss von seiner tönernen Arbeit anfertigen lassen und damit einem bronzenen Mauerblümchen das Leben geschenkt, dessen aufregendstes Erlebnis in 125 Jahren es war, dass es nach dem Bombenhagel auf Leipzig 1945 auf einem Schrottlaster der russischen Armee zwischen Blecheinern, Zaungittern und verbeulten Stahlhelmen landete und den siegreichen Soldaten nur beschädigt wieder abgeschwatzet werden konnte, um sodann für Jahrzehnte im Kirchenasyl zu verschwinden.

Die Göttinger Zwillingsschwester hingegen machte vom ersten Tag an Karriere. Sie ist zum Liebling der Studierenden und aller Göttinger geworden, sie hat Studenten zu allerlei Schabernack verleitet, hat mit der ganzen Küsserei und dem Streit darum, ob das denn in aller Öffentlichkeit nicht anrühig sei, Rechtsgeschichte geschrieben. Das Göttingen-Liesel wurde zum Vorbild unzähliger Mini-Kopien, und inzwischen gibt es auch ein Liesel-Fake in einer Europa-Wunderwelt in Japan. Sie ist zum Reiseandenken für die Besucher der Stadt und zur Märchenfigur geworden, obwohl ein Märchen für sie erst erfunden werden musste. Sie gibt einem Wein, einem Stadtfest und einem Wohn-

quartier den Namen. Und sie ist seit 125 Jahren weltbekanntes Wahrzeichen ihrer Heimatstadt.

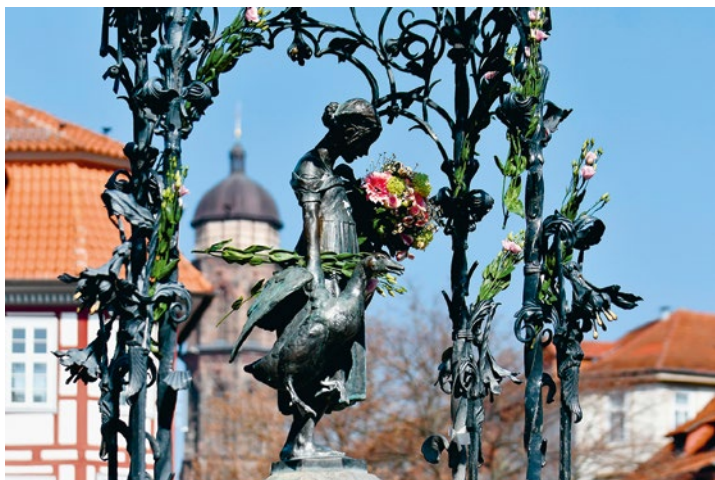
In Leipzig hingegen, der Heimatstadt ihrer Zwillingsschwester, weiß bis heute niemand, in welchem Garten das Gänsemädchen samt Gans und Gösseln einst versteckt war, wo es sich in der DDR-Zeit verbarg und in welchem Keller das Leipziger Mauerblümchen-Liesel heute sein Dasein fristet.

Fangen wir also ganz vorn an, um das Schicksal der ungleichen Zwillingsschwestern ein wenig zu erhellen. Blicken wir gut 125 Jahre zurück und dem Künstler über die Schulter und sehen ...

... im Hinterhof seines Berliner Ateliers ein junges Mädchen, das die Gänse hütet.



Leipziger Gänseliesel im Kirchenasyl: Im Garten hinter dem Gemeindehaus der St. Andreas-Kirchengemeinde wurde der älteste Guss des Nisse-Kunstwerkes während der DDR-Zeit versteckt. Foto: privat/Repro: Gückel



Fast immer mit Blumenschmuck: Das Göttinger Gänseliesel unter gusseisernem Baldachin. Foto: Christina Hinzmann

**Atelier am Stadtrand von Berlin – Herr Nisse ist »ein sehr bedeutendes künstlerisches Talent« – Von Kunst zu leben ist nicht einfach – Ein Sohn erinnert sich der Gänsekinder**

Wir befinden uns jetzt also in Berlin-Wilmersdorf, Würzburger, Ecke Augsburger Straße. Damals gleich neben der Post. Der Breitscheidplatz und die Gedächtniskirche – beide schon Charlottenburg – sind nicht weit. Kaufhaus des Westens und Wittenbergplatz gleich nebenan. Hier brodelte in den wilden Zwanzigern das Berliner Künstlerleben, hier pulsierte Westberlin zu DDR-Zeiten. Aber wir müssen weiter zurückblicken – 1897 oder 1898. Damals war hier noch Stadtrand. Die Augsburger Straße wurde erst seit 1887 angelegt und reichte vom Kurfürstendamm bis zur Eisenacher Straße. Ein junger Künstler versuchte zwischen emporwachsenden Neubauten und den Resten ländlicher Idylle in seinem Atelier eine Zukunft aufzubauen und davon – seine Frau war schließlich eine Bürgerliche – die Familie zu ernähren. Mit Letzterem ist er gescheitert, aber das können wir jetzt noch nicht wissen. Denn über den Bildhauer Paul Nisse, den Schöpfer des Gänseliels, ist öffentlich wenig bekannt.

Friedrich Paul Nisse, geboren am 31. Januar 1869 in Halle an der Saale, stammte aus einer Kaufmannsfamilie. Von 1886 an besuchte er Kunstschulen und Akademien in Leipzig, Dresden, Karlsruhe, München und schließlich Berlin, wo er 1894 Mitarbeiter des etablierten und renommierten Künstlers Professor Ferdinand Hartzer wurde, der ihn später entscheidend fördern sollte.

In seinem Atelier jedenfalls versucht der seit 1896 verheiratete Künstler, der mit seiner Ehefrau Meta, geborene Hanke, im Jahr 1900 den Sohn Thilo und ein Jahr später Tochter Melanie bekommen wird, die von seinen Professoren in ihn gesteckten hohen Erwartungen zu erfüllen. Ein »sehr bedeutendes künstlerisches Talent« hatte 1891 Professor Voltz von der Großherzoglichen Badischen Kunstschule ihm attestiert. Und Bildhauer-Kollege Carl Scherrers hoffte 1894 auf eine »bedeutende Zukunft« des »ebenso strebsamen wie befähigten Künstlers«.

Aber von seiner Kunst zu leben ist nicht so einfach. Zwar wachsen überall in Berlin und in den großen Städten stattliche staatliche Gebäude, großbürgerliche Villen und selbst architektonisch anspruchsvolle Industriebauten, die in dieser Gründerzeit über und über mit Skulpturen, Figuren und Ornamenten verziert sind, aber die Konkurrenz ist groß. Rückblickend wird Paul Nisse ein halbes Jahrhundert später über diese seine Anfangsjahre recht resigniert berichten. Der Kunstmarkt für Bildhauer, so wird er sinngemäß klagen, sei in dieser Zeit von einem Klüngel wenig talentierter, aber gegenüber den Auftraggebern offenbar geschickter und gewissenloser als er auftretender Kollegen weitgehend belegt gewesen.

Dass er diesem Künstler-Klüngel seinen wichtigsten Auftrag, sein später bekanntestes Werk – jedenfalls das Berühmtwerden dieses Werkes – zu verdanken hatte, konnte er 1898 noch nicht ahnen, als er da in seinem Atelier die Nachbarskinder beobachtete. Denn so ganz regelkonform wird es auch bei der Ausschreibung des Göttinger Marktbrunnens nicht zugehen – zum Glück für den sorgengeplagten Bildhauer. Und auch für die Göttinger. Davor hatte der arme Künstler ja schon alles versucht und 1896 gar bei »Sr. Majestät, dem Kaiser und König« nachgefragt, wie er denn als bildender Künstler an Aufträge bei Staatsbauten kommen könne. Eine Antwort hatte er vom »Ministerium des geistlichen Unterrichts und medizinaler Angelegenheiten«



Der Künstler in seinem Atelier: Paul Nisse, aufgenommen etwa in der Entstehungszeit des Gänselesels. Familienarchiv Nisse, Repro: Gückel

am 3. September durchaus erhalten – allerdings eine ausweichende. So saß er also sinnierend im Garten seines Ateliers ...

Und da war es: das Gänsemädchen. Noch namenlos. Ein junges Kind aus der Nachbarschaft, das die Gänse hütete. Federvieh wurde auch in der aufstrebenden Metropole von der ärmeren Bevölkerung noch gern gehalten. Und die Kinder mussten seit jeher auf das gefiederte Eigentum achten. Da steht nun also das Mädchen anmutig im knielangen Kleid, die Träger verrutscht, die Schultern bloß, die Haare zum Dutt gebunden. In der einen Hand hält es die Gans an den Flügeln gefasst, in der anderen den Korb mit den halbwüchsigen Gösseln. Und der Künstler machte sich ans Werk ...

Woher wir das wissen?

Von Thilo Nisse, dem Sohn. Der war noch nicht geboren, als das Gänsemädchen in Gips oder Ton im Atelier des Vaters seine Form annahm. Das war ja mutmaßlich schon 1897. Aber später, nachdem sich die Eltern hatten scheiden lassen und Thilo als kleiner Junge den Vater im Atelier immer wieder besuchte, habe auch er die Nachbarskinder

noch beim Gänsehüten gesehen. Er habe im Atelier des Vaters oft seine Hausaufgaben gemacht und die Gänse beobachtet. Das erzählte er später – selbst schon im hohen Alter – seinen Töchtern. Und deshalb ist man sich in der Familie sicher, dass so, und nur so, das Gänseliesel entstanden sein muss.

Schon wieder vorgegriffen! Das können wir doch noch gar nicht wissen, denn die Hinterbliebenen von Paul Nisse zu finden, wird nicht einfach werden. Aber so viel steht fest: Das Gänsemädchen gibt es schon, als man sich im fernen Göttingen überlegt, den Marktbrunnen zu erneuern und dafür einen Künstlerwettbewerb auszuschreiben. Nun also zurück nach Göttingen!

### **Dankeschön an zwei Gänseliesel-Biografen – »Loupe und Mikroskop« – Göttingen mangelt es an Kunstwerken – Dem Herrn Nisse klingeln die Ohren**

Wie kommt man in einer stolzen Universitätsstadt wie Göttingen auf die Idee, ein bescheidenes Kind vom Lande in den Mittelpunkt der Stadt zu stellen? Direkt vors Rathaus, wo einst ein »grosser Brunnen auf dem Marckte« stand, der im Jahr 1568 für 140 Reichstaler »zum Nutzen und Zierde der Stadt, durch Meister Leonhard Hügel angelegt« wurde? Ein Brunnen mit einem Gänsemädel – nicht etwa, wie in anderen Städten üblich, ein Reiterstandbild, die Statue eines Herrschers oder einer Geistesgröße, die sich in der alten Universitätsstadt durchaus in nennenswerter Zahl hätten finden lassen? Nicht einmal ein Brunnen mit gekröntem Löwen und Stadtwappen, der an das alte Vorbild, den Göttinger Löwenbrunnen, erinnert und daran, dass einst die Welfen, Nachfahren Heinrichs des Löwen, Göttingen das Stadtrecht gaben?

Ehe wir nun in die Entstehungsgeschichte des Göttinger Wahrzeichens einsteigen, müssen wir bekennen: Das wurde schon alles aufgeschrieben – zweimal sogar. Da gibt es einerseits einen Sonderdruck des Göttinger Jahrbuches aus dem Jahr 1967 von Dr. Günther Meinhardt, der sich auch mit der Geschichte der Georg-August-Universität Göttingen eingehend befasst hat. Meinhardt schrieb »Die Geschichte des Göttinger Gänseliels« (\*1) auf, ohne von einer Zwillingsschwester in Leipzig auch nur etwas zu ahnen. Die zweite Gänseliesel-Biografin hingegen,



Göttingens Stadtarchivarin Helga-Maria Kühn, konnte hier auf ganz privates, familiäres Wissen zurückgreifen. Ihr Vater, einst Pfarrer der St.-Andreas-Gemeinde in Leipzig, war 40 Jahre lang Hüter des Leipziger Liesels. Und so verfügte Helga-Maria Kühn, als 1994 ihre Arbeit »Vom Löwenbrunnen zum Gänseliesel« (\*2) erschien, über gesicherte Kenntnis der Existenz einer Zwillingsschwester. Deren Entstehungsgeschichte freilich war damals noch kein Thema. Das Leipziger Gänseliesel wird bei Kühn erwähnt, ihr Schicksal aber nicht genauer untersucht. Das muss nicht verwundern, schließlich ging es in beiden Werken einzig um das meistgeküsste Mädchen der Welt. Die beiden Standardwerke über das Göttinger Gänseliesel aber sind so ausführlich, dass sie für uns die Grundlage der weiteren Geschichte des Göttinger Brunnens bilden werden – freilich nicht ohne deren Originalquellen im Stadtarchiv Göttingen und im Archiv des Göttinger Tageblattes jeweils nochmals überprüft zu haben. Wir haben beiden Autoren also zu danken für die reiche Vorarbeit, aus der wir nun schöpfen dürfen. Wenn eines der beiden Werke zitiert wird, wird das im Text kenntlich gemacht. Wo sich die beiden Autoren unterscheiden oder widersprechen, ebenso.

Zurück zu den Anfängen: Damals, im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, sprudelte nur noch eine »geschmacklose Fontäne« vor dem Rathaus. So schrieb es im Oktober 1894 Ex-Oberbürgermeister Georg Merkel in einer Art Denkschrift »Zur Frage des Marktbrunnens in Göttingen«. Der aktuelle Brunnen sei eben »nur ein provisorischer Nothbehelf für den verfallenen früheren Löwenbrunnen«. Die einzige Erinnerung an diesen Löwenbrunnen bot Heumanns Kupferstich »Prospect des Großen Marktes« aus dem Jahr 1747, auf dem eine winterliche Szene mit Pferdeschlitten und Brunnen zu sehen ist. Zu diesem heißt es in den städtischen Archiven: »Aus dem Reinsbrunnen wird das Wasser durch Röhren in den Schwanenteich und weiter aus ihm in diesen Brunnen geleitet. Das Wasser steigt in der Mitte dieses Brunnens durch einen artigen steinernen Pfeiler ziemlich hoch in die Höhe und stürzt durch acht Pfeifen beständig in das Bassin herunter. Oben auf diesem Pfeiler stehet ein nach dem Rathaus hinschauender gekrönter Löwe, welcher das Stadt-Wappen in den Klauen hält.« 1873 hatten es Magistrat und Bürgervorsteher abgelehnt, die Reste dieses längst verfallenen Brunnens, der damals vor allem als Pferdetränke diente, durch ein Kriegerdenkmal zu ersetzen. Der städtische Verschönerungsverein wiederum drängte,



meister war hin- und hergerissen: »Man muss also von einem kostbaren monumentalen Bau absehen«, schrieb er, um auf der nächsten Seite seines Aufrufs vorzurechnen, dass selbst dann, wenn man einfach nur den Wiesbadener Brunnen kopiere, eben mit mindestens 6000 Mark zu rechnen sei. Die allerdings dürften sich zusammenbringen lassen, glaubte Merkel, so dass Göttingen »binnen Jahresfrist im glücklichen Besitze dieses langersehnten Bauwerkes inmitten seines herrlichen Marktplatzes sich befinde«.

Aber die Reaktionen auf Gerbers Entwurf waren gemischt. Künstler wie der aus Nörten-Hardenberg stammende Dresdner Bildhauer Heinrich Wedemeyer, der sich später auf Merkels Bitte mit gleich zwei alternativen Entwürfen bewarb und der von einem »Mangel an Kunstwerken in Göttingen« schrieb, wandten sich gegen die Idee, den Wiesbadener Brunnen zu kopieren. Sein eigener Entwurf »Alma mater«, eine säugende Mutter als Sinnbild der geistig nährenden Universität, erntete indes rasch öffentlichen Spott, und der Universitäts-Chronist Günther Meinhardt sprach 1967 in seiner »Geschichte des Göttinger Gänseliesels« von einer »Ausgeburt von Scheußlichkeit«. Auch dürften sich dafür, dass aus dem Brunnen dann doch nur Wasser fließe, »die vier Fakultäten der Universität wohl bedanken«, hieß es in einem Leserbrief der Göttinger Zeitung.

Nun also begann die Diskussion öffentlich zu werden. Man möge für den geplanten Brunnen doch nicht »mit gothischer Plastik kommen«, stand am Nikolaustag 1894 im Heimatblatt. Und weiter: »Niemand, für den die Kunst etwas Lebendiges ist, und der sie nach ihrer innerlichen Wirkung und Bedeutung schätzt, möchte wünschen, daß die Freiheit und Unmittelbarkeit des künstlerischen Ausdrucks unter der Übersetzung in einen altertümlichen Geschmack verkümmerte.«

Das Bürgertum also gab sich kritisch. Nochmals nur ein Provisorium auf dem wichtigsten städtischen Platz wollte man nicht. Damit war eine Replik des Löwenbrunnens ebenso vom Tisch wie Gerbers Wiesbaden-Kopie und ein Jahr später auch Wedemeyers Vorschläge. Alle Pläne waren zuvor öffentlich (Kunsthandlung Wunder, Weender Straße) ausgestellt worden, darunter auch das Modell des Göttinger Bildhauers B. Niemeyer (Weinhandlung Bremer), dessen Entwurf, ein schwertschwingender Ritter mit Stadtwappen auf hoher Säule, gleichfalls Spott auf sich zog: Eine »Phantasierüstung« sowie heraldische

Fehler im Stadtwappen attestierte ein »waffen- und wappenkundig bewanderter Leser« in einem Leserbrief dem Niemeyer-Vorschlag.

So viel bürgerschaftliches Engagement – das gab den Stadtvätern zu denken. Wenn schon ein neuer Marktbrunnen, dann sollte es keine einsame Entscheidung im Rathaus sein. So weit, die Bürger zu befragen, wollte man aber auch nicht gehen. Eine öffentliche Ausschreibung, quasi ein Künstlerwettbewerb für einen neuen Marktbrunnen, sollte nun für Ideen sorgen, entschied der Magistrat. Dafür bewilligten die städtischen Kollegien am 26. Oktober 1897 eine Bausumme von 15.000 bis 18.000 Mark. Immerhin hatte man sich zwischenzeitlich dazu durchgerungen, nun jährlich eine Summe aus dem Haushalt für die geplante Umgestaltung des Marktplatzes zurückzulegen. Außerdem fand sich ein fachkundiger Berater: Prof. Dr. Ferdinand Hartzer, Bildhauer aus Berlin. Er war der Stadt Göttingen durch zahlreiche seiner Werke bereits eng verbunden und sollte den Wettbewerb nun leiten sowie – auf eigenen Wunsch – dem siebenköpfigen Preisrichtergremium vorsitzen.

Ob dem Hartzer-Protégé Paul Nisse in Berlin schon die Ohren klingelten? Bestimmt! Schließlich hatte sein Chef drei Jahre vorher noch über ihn in einem Zeugnis geschrieben, er, Nisse, besitze »ein ebenso feines wie künstlerisches Verständnis wie außerordentliche Technik in der Durchbildung der Formen«. Und in einem Empfehlungsschreiben für Nisse hatte der Professor den derart Gelobten 1896 als »Lehrer an der Kunstschule« empfohlen. Er werde die Stelle »nach jeder Richtung vorzüglich ausfüllen«, denn »seine Arbeiten haben mir in der Auffassung wie Darstellung gleich gut gefallen, ebenso ist er auch nach der ornamentalen Seite erfahren«. Hartzers Lobesworte hatten Nisse zwar nicht zu einer neuen Anstellung verholfen, aber in Göttingen ...?

Paul Nisse jedenfalls würde sich bewerben.

## **An Personenkult fehlt es Göttingen nicht – 200 Kühe in der Hufgängerzone – Gänsehüten gehört zum Straßenbild**

Die Göttinger Bürger hatten sich durchgesetzt: Eine Rekonstruktion des alten Löwenbrunnens hatten sie ebenso verhindert wie eine neuerliche, in Stein und Bronze gepresste Lobhudelei auf Bildung und Wissenschaft

in Form eines Alma-mater-Brunnens, wie Wedemeyer ihn vorgeschlagen hatte. Sie hatten genug von Gotik-Repliken und Wissenschaftsverehrung. Natürlich ging es in einer Stadt, in die seit Jahrhunderten Hochgestellte aus dem ganzen Königreich ihre Söhne zum Studium schickten, in erster Linie um die Universität, um Bildung, Wissenschaft und Geistesgrößen. Bildhauer Hartzer, der nun der Jury vorsah, wusste es besser als jeder andere: Er hatte 1889 das Wöhler-Denkmal erschaffen, hatte ein Jahr später die Göttinger Genies Gauß und Weber durch ein neues Denkmal geehrt, hatte für die Georgia-Augusta unzählige Bildnis-Büsten ihrer Gelehrten geschaffen, und schließlich war er gerade dabei, den Merkelstein fertigzustellen, der 1897 den ausgeschiedenen Oberbürgermeister anlässlich seines 85. Geburtstages unvergesslich machen sollte. Mochte Göttingen auch arm an Kunst sein, an Personenkult fehlte es in diesen Jahren nicht.

Dabei war Göttingen um 1900 herum eigentlich ganz anders – es war noch immer eine Ackerbürgerstadt. Wer sich nicht allein durch den Wissenschaftsbetrieb nährte, und das waren zwar viele, aber nicht die Mehrheit, der betrieb haupt- oder nebenberuflich Landwirtschaft. Man bewirtschaftete Felder und Wiesen, baute Getreide, Kartoffeln und Gemüse an, hielt Vieh in den Ställen hinter den städtischen Fachwerkfassaden, trieb täglich Kühe, Schafe und Gänse durch die Weender Straße. Und natürlich diente der Brunnen vor dem Rathaus noch immer und auch künftig dazu, Pferde und Rinder zu tränken. Auf rund 200 Kühe – morgens raus, abends rein in die Stadt – schätzt die Geschichtswerkstatt das tägliche Aufkommen an Großvieh in der Innenstadt, also dort, wo heute die Fußgängerzone ist. An Ackerbürger aber, an Gänsemägde und Hirtenjungen, also an die Mehrheit der Göttinger, erinnerte nichts im künstlerischen Erscheinungsbild der Stadt. Sie waren einfach da – leibhaftig.

Und weil sie so selbstverständlich waren, dachte wohl zu dieser Zeit noch niemand daran, dass schon längst ausgerechnet ein Stadtkind aus dem fernen Berlin Modell gestanden hatte für einen Brunnen, der den schlichten und bescheidenen Nachwuchs einer Göttinger Ackerbürgerfamilie ehren würde. Zunächst gab es noch einige ganz andere Vorschläge.

**Programm fürs Preisgeld gibt es nur portofrei – Herrn Barlach trifft keine Schuld, dass niemand seinen Roland entartet nennen konnte – Göttingens schutzgöttlicher Genius aus Gips geht verloren – Die Alten entscheiden ganz in ihrem Geiste – Bauernmädchen gehören nicht unter einen Baldachin**

Allzu viele Bedingungen gab es nicht, aber eine wurde gleich zweifach genannt: »Portofrei« müssten die Entwürfe eingesandt werden, und auch das genaue »Programm« der Ausschreibung könne nur gegen »portofreie Einsendung von 2 Mark« verschickt werden. Die Stadt gab sich also kostenbewusst, als sie am 8. Februar 1898 ihren »Wettbewerb« für einen »vor dem hiesigen Rathause zu errichtenden monumentalen Brunnen« auslobte. Monumental sollte er also schon sein, aber portofrei eingesandt. Auch die Preisgelder von 600, 400 und 200 Reichsmark nahmen sich in Anbetracht einer geschätzten Bausumme von bis zu 18.000 Mark recht bescheiden aus. Und noch eine Bedingung: Die Künstler mussten Angehörige des Deutschen Reiches sein. Bis 1. Juni 1898, 12 Uhr mittags, hatten sie ihre Entwürfe einzureichen.

Das Interesse war groß und spiegelte sicher den heftigen Wettbewerb unter Bildhauern und künstlerisch orientierten Architekten wider. 106 Baumeister und Bildhauer forderten Unterlagen, 92 von ihnen kündigten ihre Teilnahme an, und etwa die Hälfte von ihnen lieferte auch pünktlich Skizzen, Zeichnungen und die geforderten Modelle. Von den schließlich 46 ernsthaften Bewerbungen kamen viele aus Berlin, einige aus Göttingen, weitere aus München, Dresden, Hamburg und Hannover, sogar eine aus Posen. »Man darf also das Urteil fällen, dass der Wettbewerb in fast allen Künstlerkreisen Deutschlands Beachtung fand«, schrieb Meinhardt. Und da es keine Einschränkung hinsichtlich des Fachs der Künstler gab, bewarben sich auch etliche Architekten, teils in Zusammenarbeit mit bildenden Künstlern. Die Namen der Baumeister und Bildhauer waren wohlklingend, wenngleich auch noch nicht alle sehr bekannt. An Position 45 der Entwurfsliste etwa rangiert ein noch junger Künstler aus Hamburg-Altona: Ernst Barlach, damals gerade erst 27 Jahre alt und noch längst nicht der künstlerische Visionär, als der er uns heute gilt.

»Zu jeder Kunst gehören zwei, einer, der sie macht, und einer, der sie braucht«, sagte 20 Jahre später eben dieser Ernst Barlach. 1898 jedenfalls

konnten die Göttinger mit seinem »Roland« nichts anfangen, hatte Barlach es doch versäumt, rechtzeitig ein Modell seines lediglich als Skizze vorliegenden Entwurfes mit einzureichen. Im Protokoll der Jurysitzung vom 21. Juni hieß es später, es seien »die Entwürfe No. 43 ›Götterdämmerung‹, No. 45 ›Roland‹ und No. 46 ›St. Jürgen‹ nicht vollständig programmgemäß, weil teils nicht im vorschriftsmäßigen Maßstabe, teils ohne Modell nur in Zeichnung dargestellt, von dem Wettbewerb ausgeschlossen« worden. Und so ist also Ernst Barlachs Frühwerk, dem Göttinger Roland, das Schicksal vieler Barlach-Werke, die in der Nazizeit als »entartet« galten und versteckt werden mussten, erspart geblieben. Barlachs »stehender, geflügelter Genius auf einem Sockel, mit Schwert und Schild« konnte weder von der Jury noch von der Göttinger Öffentlichkeit je wahrgenommen und von den Nazis demnach auch nie als entartet verfeimt werden. Nummer 24 aber, der Vorschlag des Architekten Stöckhardt und des Bildhauers Nisse, blieb in dieser Hinsicht auch nach 1933 unverdächtig – es war ja nur ein einfaches Gänsemädchen aus dem Volk.

Dabei war es einfach Pech für Barlach. Das Modell, dessen Fehlen von der Jury aber moniert wurde, gab es ja schon und war eigens für Göttingen geschaffen worden. Die etwa 60 Zentimeter hohe Gipsplastik, von der sich in der Barlach-Lizenzverwaltung in Ratzeburg immerhin noch ein Foto findet, war auch abgeschickt worden, aber nicht rechtzeitig angekommen. Wo Barlachs Gipsplastik blieb, ist unbekannt. Ohnehin waren logistische Probleme mit dem Wettbewerb verbunden. »Der weitaus größte Teil der Modelle war so umfangreich, daß die Göttinger Speditionsfirmen Mühe hatten, die schweren Kisten vom Güterbahnhof zur Union zu befördern, ohne sie zu beschädigen«, schrieb Meinhardt. Die »Union«, das war damals das Göttinger Gesellschaftshaus – heute würde man Stadthalle dazu sagen.

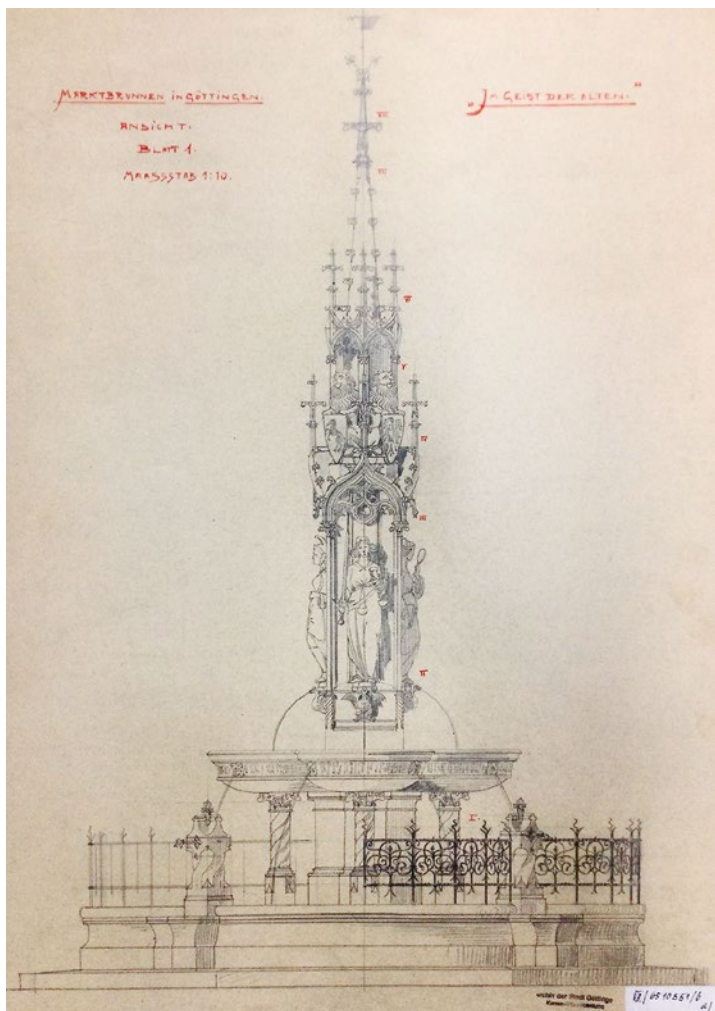
Bekannt ist in Ratzeburg auch, was sich Barlach bei der Gestaltung seines Roland vorgestellt hat: »... derselbe ist in einer Höhe von 5 Metern gedacht und zeigt auf der aus einem Becken herausragenden gotischen Säule einen über Sicherheit und Ruhe der Stadt wachenden schutzgöttlichen Genius mit Schwert und Schild. Dieser kann als eine Art Rolandstatue aufgefasst werden, wie sie früher auf den Marktplätzen deutscher Städte errichtet wurden ...«, heißt es in einem Taschenbucheintrag des Künstlers – offenbar das Konzept seines Briefes an die Wettbewerbsjury. Wo der für Göttingen vorgesehene Gipsentwurf

verblieben ist, weiß heute niemand. Und er wurde nie gegossen. Die Lässigkeit und Ruhe des geflügelten Kämpfers, dem neben seinem Schild ein Fantasievogel (Seeadler? Kormoran?) zu Füßen sitzt und der sein Schwert nicht schwingt, sondern es, sich seiner Macht bewusst, auf der Schulter trägt, wurde 20 Jahre später in einem der wichtigsten Barlach-Werke vom Künstler wieder aufgenommen: »Der Geistkämpfer« in Kiel, wenngleich er dort fünf Meter hoch über eine Wölfin herrscht, ähnelt doch sehr dem geflügelten Schwerträger, der in Göttingen nie ankam. Und auch woher die Idee stammt, die Barlach in Göttingen gern umgesetzt hätte, ist leicht nachzuvollziehen: Das Kupferstich-Kabinett der Hamburger Kunsthalle bewahrt zwei Barlach-Zeichnungen aus dem Vorjahr, nämlich 1897 (»Friedrichsroda, d. 20. Juli 1897«). Sie sind also im Thüringer Wald entstanden und zeigen jeweils einen geflügelten Roland mit Schwert und Schild an der Seite eines großen, stolz erhobenen Raubvogels. Die detailreichere Kohlezeichnung ist unten rechts sogar beschriftet mit »Entwurf zum ...«, der Rest ist durch Beschneidung des Blattes weggefallen. »... Wettbewerb in Göttingen« kann da nicht gestanden haben – der Künstlerwettbewerb für den Marktbrunnen wurde erst ein Jahr später ausgeschrieben.

46 Entwürfe also, dabei alle von Männern: Darüber zu entscheiden hatte eine siebenköpfige Jury, der neben Prof. Hartzler von der Berliner Kunstakademie noch der Berliner Bildhauer Prof. Ernst Gustav Herter, der Architekt Prof. Stier, der »Geheime Baurath« Murray aus Hannover, Bürgermeister Calsow, Stadtvorsteher Worthalter Brand sowie Stadtbaurat Gerber angehörten. Als die Jury wie vereinbart am 21. Juni 1898 im Saal des Gesellschaftshauses Union zusammenkam, fehlte allerdings einer: der Vorsitzende selbst. Hartzler war erkrankt. Er hatte zwar darum gebeten, die Entscheidung bis zu seiner Genesung zu verschieben, die Mehrheit hatte aber nicht warten wollen und berief den Ordinarius für Kunstgeschichte an der Georg-August-Universität, Prof. Robert Vischer, zum Ersatzmann.

Nun wurde gesiebt: Drei Entwürfe schieden wegen nicht eingehaltener Wettbewerbsbedingungen aus – sie galten als nicht vollständig; darunter war auch wie erwähnt der Entwurf Ernst Barlachs. Zwölf Entwürfe kamen in die nähere, schließlich sieben in die engere Auswahl. Und wie entschied die ausschließlich mit schon betagten männlichen Honoratioren besetzte Jury? Ganz im Geiste der Alten!





Gewonnen, aber doch nicht verwirklicht: Sieger des Göttinger Marktbrunnen-Wettbewerbs wurde der Tugendbrunnen »Im Geiste der Alten«.  
Repro: Stadtarchiv

Genau so und ganz ohne Ironie lautete auch der Titel des preisgekrönten Entwurfs: »Im Geiste der Alten«, ein protziger, zweistöckiger Brunnen mit einem hohen spätgotischen Spitzturm, der dominierend vier Figuren zeigt, die die Tugenden verkörpern sollen, und über ihnen wappentragende Löwen. Dieser hochaufragende Brunnenturm errang den ersten Platz, hatten doch nach Meinung der Jury K. Mehs und H. Jehs unter der Nummer 41 einen ausgewogenen Entwurf vorgelegt, dessen »mit künstlerischer Feinheit ausgebildete Bauformen« am besten zum Stil des alten Rathauses passten. »Ein typisches Erzeugnis der wilhelminischen Gotik«, heißt es dazu bei Meinhardt.

Auch dem ganz anders garteten »Gänsemädchen« des Architekten Heinrich Stöckhardt und des Künstlers Paul Nisse, beide aus Berlin und der eine einst Mitarbeiter des erkrankten Juryvorsitzenden, fiel sofort viel Sympathie zu, »weil seine Gesamtmasse und namentlich die Hauptform des Baldachins die großen Flächen des Rathauses angenehm beleben würde« und »auch die freie Behandlung der Architectur ein wünschenswerter Übergang von dem strengen Stile des Rathauses (...) bildet«. Zu Nisses Werk heißt es: »Auch die Figur des Gänsemädels fand bei diesem Theile der Jury als anmutige Plastik großen Beifall.« Ohne die Namen der Bewerber zu kennen, platzierte die Jury diesen Entwurf dennoch nur auf Rang zwei. »Die Majorität der Jury«, so heißt es in der »Beurtheilung«, habe jedoch bei diesem Entwurf zu bemängeln, dass »die Architectur des Brunnens sich mehr an diejenige des Rathauses anschließen« müsse, auch sei »das Sujet eines Gänsemädels nicht originell genug und namentlich für die Überdachung durch einen Baldachin nicht bedeutend genug«. Ein herrschaftlicher Baldachin für ein noch namenloses Bauernmädchen – das galt den auf Rangunterschiede zwischen Volk und Elite bedachten Akademikern als Unding, zumal in einer Universitätsstadt!

Der mit 200 Mark bedachte Platz drei ging schließlich an den Entwurf »Die Quelle«. Dahinter verbarg sich, nur leicht verändert, jener Entwurf, mit dem der in Dresden lebende Wedemeyer aus Nörten vier Jahre vorher schon einmal gescheitert war. Unter dem Namen »Reinsquelle« zeigte das Modell zwei nackte Knaben, die am Fuß eines klobigen Turmes aus einer Quelle Wasser schöpfen. »Diese Gruppe«, so Prof. Vischer in seinem Gutachten, »ist höchst lebensvoll komponiert; sie trägt den Stempel einer frischen Gestaltungskraft, von der etwas